Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1905)
Heft: 13-14

Artikel: Ueberzeugen wir uns doch!
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-802962

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

worfen worden. In manchen Wagen lagen fünfzig Verwundete und in anderen nur fünf. Eine Trennung von Kranken und Verwundeten hatte nicht stattgefunden. Leute mit zerschossenen Eingeweiden lagen neben Dysenteriekranken. Da die Wagen in der Mitte durch eine Lage Bretter in eine obere und eine untere Hälfte geteilt waren, so sahen wir viele Fälle, wo die auf der oberen Reihe liegenden Dysenteriekranken die regungslos auf dem Boden liegenden Verwundeten verunreinigten.

In anderen Waggons lagen Typhuskranke zusammen mit Verwundeten; einige der ersteren liefen im Delirium im Wagen hin und her und traten auf den zerschmetterten Knochen ihrer Kameraden herum. Im ganzen Eisenbahnzuge war nur ein Arzt, keine einzige barmherzige Schwester. Einige von den Leuten, die Schüsse in den Kopf erhalten hatten, waren wahnsinnig geworden. Unter wildem Schreien liefen sie auf den Körpern der hilflos am Boden Liegenden herum. Vier Tote nahm man heraus, deren Todesursachen nicht die Verwundungen waren.

Dieser Transport war 48 Stunden ohne Nahrung und ohne neuen Verband gewesen. Bei allen Verwundeten hatte sich der Verband gelöst, war von Blut durchfeuchtet und von den Wunden abgerutscht. Während der ganzen Zeit waren die Wagen nicht gereinigt worden, da der Zug nur Eisenbahnpersonal hatte, sonst aber für keinerlei Bedienung gesorgt war. In vielen der Wagen lagen die Toten schon den zweiten Tag; infolge der Hitze waren die Leichen in starke Verwesung übergegangen. In einem Waggon waren die Reste der letzten Ladung, Steinkohlen, übrig geblieben. Die Verwundeten wurden direkt auf den feinen Kohlenstaub gelegt, der so tief und dicht die Wunden bedeckte, dass die Aerzte es besonders schwer hatten, mit ihnen fertig zu werden. Viele waren von ungelenken und unerfahrenen Soldatenhänden verbunden, und in diesem Zustand waren sie auch abgesandt worden. Mit einem Worte: das war kein Verwundetentransport, sondern ein Wegwerfen nicht mehr tauglicher Organismen!!

In die schmutzigen Güterwaggons der anderen „Sanitätszüge“ wurden die Verwundeten hineingestopft. Wie viele in einen Wagen hineingehen konnten, darum kümmerte sich kein Mensch. Ohne sie auch nur zu zählen und ohne Auswahl wurden sie hineingezwängt. Direkt auf die obere Reihe der Bretter, direkt auf den schmutzigen Fussboden legte man die Unglücklichen — die Lokomotive pfiff, und der Zug holperte los! Manche kamen mit herausgefallenen Eingeweiden an! Diese Züge hatten, wie schon gesagt, weder Verbandmaterial noch Proviant mit sich.

Die Aerzte baten auf den Stationen, auf denen sich Verpflegungspunkte für vorüberziehende Truppen befanden, ihnen wenigstens Brot für ihre hungernden Pfleglinge zu geben. Aber die Offiziere, welche diese Stationen verwalteten, konnten ihnen diese Bitte nicht erfüllen, da sie keine entsprechende Order hatten. Von Zeit zu Zeit war es möglich, dem einen oder dem anderen Teil dieser vergessenen Menschenschar etwas Nahrung zukommen zu lassen. Das war aber nur ausschliesslich da, wo sich auf dem Wege die Hospitäler der Semstwos befanden, die ausserordentlich praktisch eingerichtet und reich mit allem versehen sind. In Tieling beförderte sofort die Abteilung des Hospitals der Semstwos von Jeroslaw-Kastromski eine Küche nach der Station, wo an einem Tage 3800 Mittagsportionen und grosse Mengen von Tee an die Mannschaften verteilt wurden. Dieser Verwundeten- und Krankentransport dauerte eine Woche. Genannte Hospitäler haben in dieser Zeit in Tieling 28,000 Portionen verabfolgt. Wenn aber die Semstwos keine Hospitäler auf den Kriegsschauplatz gesandt hätten! Oder wenn sie nicht so gut organisiert gewesen wären, sondern sich ein Beispiel an der Organisation der Militärhospitäler genommen hätten. Was würden dann unsere Verwundeten und Kranken für ein Schicksal gehabt haben? ... Den Hungertod!

Dieser Kranken- und Verwundetentransport war eine unerhörte Barbarei. Die Welt muss erfahren, wie wir unsere Vaterlandsverteidiger lohnen, wenn sie mit zerschmetterten Gliedern auf uns angewiesen sind.“

So weit die „Russ“. Die Folge aber der Veröffentlichung dieser Tatsachen war, dass diesem Blatte durch den Minister des Innern das Erscheinen für einen Monat verboten wurde. Das ist ja echt russisch; durch diese Strafe wird wohl die Verpflegung der Verwundeten in Zukunft enorm gefördert werden!

Nun werden viele Leser die geschilderten Zustände einzig und allein der russischen Korruption zuzuschieben geneigt sein. Man wird der Hoffnung Raum geben, dass bei uns oder bei anderen europäischen Heeren derartiges unmöglich sein würde, so dass nach allen Schrecken des Kampfes für die Verwundeten und Kranken schliesslich etwas Menschlichkeit übrig bliebe.

Dies ist jedoch leider nur zum kleinsten Teile richtig. Wohl mag die spezifisch *russischen* Verhältnisse ein Teil der Schuld an diesem Elend treffen; allein sehr viel anders wird es in *keinem* künftigen Kriege zugehen. Das ist eben alles der Krieg mit seiner Teufelei, den es auszurotten gilt; die Humanität im Krieg, das ist in einzelnen Fällen eine Illusion derer, die sie predigen; in den meisten Fällen aber ist es ein frecher Betrug derer, die sie verkündigen. Man wirft mit aller Absicht den Soldaten, dem ganzen Volke, das nicht die nötige Einsicht in die Verhältnisse besitzt, durch die Militärsanität Sand in die Augen, um es über die wahren Schrecken des Krieges hinwegzutäuschen. Jeder einigermassen in das Militärwesen Eingeweihte, ganz besonders auch unsere Militärärzte, wissen genau, dass der Apparat der Verwundetenpflege eine ganz unzulängliche Einrichtung ist, die in jedem Kriege, bei jedem Volke fast ganz versagen müsste. Das muss ja auch bei ein wenig Nachdenken jedermann einsehen; bei der unvermeidlich grossen Menge Verwundeter und Kranker im Kriege kann die Hand voll Militärsoldaten, die freiwilligen Sanitätsvereine miteingerechnet, niemals und nicht im entferntesten ausreichen, um auch nur den kleinsten Bruchteil der ihrer Bedürftigen halbwegs nach den Regeln der medizinischen Kunst zu behandeln. Wenn den Kriegsansprüchen genügt werden sollte, so müssten die Sanitätstruppen wohl etwa halb so viel Menschen zählen als die kombattante Armee. Diese Forderung ist aber absolut unmöglich! So träfe also auch niemand ein Vorwurf? Freilich! Er trifft all diejenigen, die das wissen und die doch den Krieg nicht bekämpfen. Darum trifft er heute, wo der Krieg in Ostasien allen Zeitgenossen so unendlich viel Aufklärung über die ganze Scheusslichkeit des modernen Krieges gebracht hat, alle, die dadurch nicht aufgerüttelt werden, zu tatkräftiger und energischer Mitwirkung an der Ausrottung dieser greuelhaften veralteten Institution. *G.-C.*

Ueberzeugen wir uns doch!

Einige Zahlen werden unsere lieben Leser vielleicht überzeugen, dass der *Krieg*, diese traurige, uns aus alten Zeiten übermachte Erbschaft, von der wir

uns in Hinsicht des Zustandes der jetzigen Zivilisation absolut entlasten müssen, uns Privatmenschen viel zu viel kostet, wir, die wir im Frieden zu leben wünschen und die Früchte unserer Arbeit in Ruhe geniessen möchten.

Hier einige leider nicht vollständige Zahlen:

	Tote	Auslagen in Millionen
Der Krimkrieg 1854	750,000	10,000
Der Krieg in Italien 1859	45,000	1,500
Der Krieg in Schleswig-Holstein 1864 . .	8,000	175
Der Sezessionskrieg in Amerika	800,000	33,500
Der preussisch-österreichische Krieg 1866	45,000	1,600
Die Expeditionen nach Mexiko und Cochinchina	65,000	1,000
Der deutsch-französische Krieg	215,000	15,080
	1,928,000	62,750

was eine Durchschnittsauslage für jeden Getöteten von 3252 Franken 60 Rappen ausmacht. (Wirklich sehr erbaulich.)

Folglich haben die Völker seit nur ungefähr 50 Jahren dem Massenmorde von *einer Million, neunhundertachtundzwanzigtausend* Menschen und der Ausgabe von *zweiundsechzig* **Milliarden** *und siebenhundertfünfzig* **Millionen** Franken nur für den Krieg beiwohnen müssen. Geld, das man wirklich besser als wie so hätte verwenden können. Hier sollten noch hinzugerechnet werden: Die Kosten des schändlichen Burenkrieges traurigen Andenkens, sowie diejenigen des jetzigen russisch-japanischen Krieges, abgesehen von den Kosten der russisch-türkischen, griechisch-türkischen und spanisch-amerikanischen Kriege, der famosen internationalen Intervention in China, der Flottendemonstrationen und von allen andern sehr kostspieligen militärischen Belustigungen, die aber sehr ernsthaft betrieben werden. Reden wir nicht mehr davon — aber denken wir um so mehr nach! Und die Unkosten des *bewaffneten Friedens?*

Ist der Moment denn noch nicht gekommen, wo jeder Bürger und jede Bürgerin, jedermann, der nur ein ganz klein wenig Verstand besitzt, ausruft: „Fort mit dem Krieg; ich muss auch schnaufen können!"

Th. K.

Szenen nach der Schlacht vom 27. August 1813.

Aus: „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers". Selbstbiographie von Ludwig Richter.

„.... Am zweiten Tage nach der Schlacht ging ich mit dem Vater zum Ziegelschlage hinaus, das Schlachtfeld in unserer Nähe zu besehen. Schon am Schlage lagen mehrere Franzosen in einem Graben, und einer derselben fiel mir deshalb besonders auf, weil eine Kanonenkugel ihm den Schädel in zwei Hälften zerrissen hatte, deren eine noch am Körper hing, während die andere daneben lag. Diese dünne, zersprungene Schale, die mir wie ein Kürbis vorkam, machte mich ganz ängstlich für meinen eigenen Kopf, der mir nun höchst zerbrechlich erschien.

„Obwohl man schon tags zuvor beschäftigt gewesen war, die Verwundeten fortzuschaffen — man legte sie gewöhnlich auf strohbedeckte Leiterwagen — so lagen doch ausser den Massen der Toten noch unzählige Verwundete und Sterbende umher. Wir gingen den Weg nach Blasewitz zu, der damals öde, sandig und unbebaut war. Auf einem Hügel lagen ganze Haufen toter und zum Teil grässlich verstümmelter Gestalten. Wir gingen nicht ganz in die Nähe, denn uns schauderte davor, das Gewimmer zu hören. Es war eben der Wagen da, auf welchen die Verwundeten gebracht wurden, und dass dies nicht sacht und mit Schonung geschah, lässt sich bei den fortzuschaffenden Massen leicht denken.

„Eine Erscheinung ist mir heute noch wie ein wilder Traum lebhaft in Erinnerung, obwohl ich sie nicht zu erklären weiss. Einer der Verwundeten, ein russischer Artillerist, schrie furchtbar und schnellte sich dabei von dem Boden soweit in die Höhe, dass ich, der ich unten am Hügel stand, zwischen ihm und dem Erdboden über eine Elle den Lufthorizont sehen konnte. Wir hörten, es seien ihm beide Augen ausgeschossen und dieses in die Höhe schnellen sei ein Krampf infolge des Schmerzes. Wir wandten uns schaudernd ab und hörten bald darauf einen Schuss fallen; die Leute hatten sich seiner erbarmt.

„Jetzt kamen wir an eine Sandgrube, in der ebenfalls eine Menge toter Russen lag. Ein altes krummes Mütterchen hatte sich uns angeschlossen. Sie hatte ein so trauriges Gesicht, sah wie Not und Jammer aus und trug in einem Handkorbe einen grossen Topf Wassersuppe nebst einem Näpfchen und altem Blechlöffel, um den verschmachtenden Menschen eine Erquickung zu bringen, gewiss die einzige, die ihr möglich war. Indem wir nun hinabsahen auf die Getöteten, schien es uns, als hörten wir ein leises Wimmern; wir horchten auf, und wieder war es zu hören; wir stiegen die Sandgrube hinab zu einem, der in einen weissen Soldatenmantel mit roten Aufschlägen eingewickelt dalag, neben ihm war eine Blutlache. Von ihm schienen uns die Schmerzenstöne gekommen zu sein; der Vater schlug den Mantel etwas zurück, weil er da Blut im Sande sah, und siehe da, der Fuss war über dem Knöchel, wo die Halbstiefel endigten, abgeschossen, hing aber noch mit einigen Fasern am Bein. Der Verwundete schlug etwas die Augen auf und brachte abermals einen leisen, wimmernden Ton hervor, indem er auf den Mund deutete. Das Mütterchen war auch sogleich bereit, den Verschmachtenden, welcher nun schon den dritten Tag so grässlich verstümmelt in kalter Nacht und im Sonnenbrand am Tage ohne einen Tropfen Labung im Wundfieber dagelegen hatte, mit seiner Wassersuppe zu erquicken und flösste ihm etwas davon ein. Wir hingegen ratschlagten, wie wir ihn in eine nicht allzu weit entfernte Scheune zu bringen vermöchten, wo viele Verwundete lagen und amputiert wurden; denn wir sahen wohl, dass er hier in dieser Grube schwerlich entdeckt werden würde und verschmachten müsste. Nach einigem Umhersuchen fanden wir endlich eine Stubentüre, die vielleicht zum Behufe eines Wachtfeuers aus einem Vorwerke, das Lämmchen genannt, hierher geholt worden sein mochte. Eine schwere Sache war es aber nun, den Armen auf die Tür zu bringen, da wir zu gleicher Zeit das an einer langen Flechse noch hängende Bein behutsam mit ihm selbst weiter heben mussten. Bei dieser Berührung wimmerte er denn kläglichst; doch gelang es unseren vereinten Kräften, ihn glücklich auf die Tür zu lagern und nach jener Scheune langsam fortzutragen.

„In der Nähe derselben angelangt, mussten wir ihn niedersetzen, denn einige Männer riefen uns zu, wir sollten warten, es sei jetzt kein Platz mehr drin. Ein Blick in das offene Scheunentor überzeugte uns nur zu gut von der Wahrheit des Gesagten. Die Scheune lag gedrängt voll Verwundeter. Dort schleppte man eben einige Gestorbene nackt ausgezogen heraus und warf sie auf einen hochgetürmten Haufen ebenfalls nackter, starrer Leichen, die hinter dem zerschossenen Torflügel lagen, meist durch schreckliche Wunden grässlich verstümmelt. Mit Grausen sahen wir, wie Menschen mit Menschen verfuhren, ja verfahren mussten. Endlich war wieder Platz gewonnen, und unser arme Russe wurde von den Gehilfen in